

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 594. Manchmal hen ich schon gedenkt ich duhn mich gar nit mehr um den Philipp was mein Hosband is, batters un lasse ihn, wie mer auf deitsch sage duht, sei eigenes Kennub paddele. Off Krohs dann muh ich auch widder dente, das das nit recht war. Ich hen ihn, so lang wie ich die Ehre hen, mit ihn etwehnet zu sein, Gespult; das meint, ich hen ihn immer alle Sorge von die Regierung ins Haus abgenomme, so das er also nur for sich selbst auszugude gehabt hat. Wenn der Winter is komme, dann hen ich ihn sei warmes Innerwehrt un sei warme Sacks hingelegt un im Sommer hen ich ihn sein Sommerstiof gewide. Den Weg hen ich es mit alles gemacht un da hat er so bei un bei ganz alleins an mich diepenteht. Sie sehn, das ich also fur seine Rohndischen alleins zu blehme sin. Es is jetzt zu spat gewese, da e Tschensch zu made un ich hen jetzt emal in den saure Appel gebisse un hen die Supp auch ausesse muhse. Ich hen Ihne geschriwe, in was for en Trubel er mit sein Umbrella komme is. E annerere Frau hatt gesagt: „Well, wenn du so dummes Raib bist, das du noch nit emal for dein Umbrella ausgude kennst, dann guck auch wie du fertig werst.“ So hen ich widder nit denke konne. Wie die Zeit war, das er for den Tschotisch hat gemisht, da hen ich mich reitig gemacht un hen gesagt: „Nau Phil, ich gehn mit dich un mer wolle emal sehn, ob mer dich nit los esse konne.“ Das hat er gegliche, bitahs ich hen ja langst gewisht, das er effreht war zu gehn. Mer sin dann zu den Tschotisch gange un dort hen mer widder ebbes vorgelese triegt! Wei es hat geliffen, als ob der Philipp der grohte Kriminell un Arud war, wo noch jemals in e Dein Nawidol gelebt hat. Wie die Tschotische all vorgelese ware, da hat der Tschotisch den Philipp gefraagt, ob er gittig odber nit gittig war. Da hen ich gesagt un hen mich reit in Front von den Tschotisch gestell: „Tschotisch, jehr Anner, ich sin den Dieffendent sein Kaunsel un for den Riesen hen er gar nids zu sage; alles was hier gefagt werd, das sag ich un for den Riesen sag ich: mir sin nit gittig.“ „Was sin Ihre Ihre Riefens odber was is Ihre Ihre Dieffenz?“ hat der Tschotisch gefraagt un dann hatte Se mich emal hore solle. Ich hen gesagt: In die erste Lein is die Reppeteschen von den Dieffendent e nomber wonn. Er hat noch nie nit in sei ganzes Leme ebbes unredhtes gethan, edcept, das er for Ihne, Tschotisch, sein Wodumme abgewide hat, wie Sie for Kauntee-Prasessjuter gelaufe sin un das er schon hunnert mal gefagt hat, das er noch hunnert mal for Ihne wohnt deht, wenn Se widder emal for e poblit Affis laufe dehte. Sell is das einzige Unredht, was er jemals begange hat, bitahs ich hen ihn immer gefagt, er war fultisch, das er so zu Ihne stude deht, bitahs wenn er emal in Trubel komme deht, dann dehte Se nit mehr an seine Freindschaft denke. Ich hen mein Hosband en Umbrella gekauft, wo er hat in Gebante stehn gelasse. Dann hen ich ihn widder ein gekauft un den hat er geschweipt kriegt un ich kann Ihne, for e lange Storie for zu mache, sage, das for jeben Schirm, wo

in unfer Haus gesunne is worde, Jemand annersther den Whripp sein kriegt hat. Un noch e anneres Ding, von die Schirm, wo in unfer Haus gesunne sin worde, is keiner mehr wie sechs Schilling werth un den Dieffendent seine hen nit weniger wie en Dahler peer getost. For alle die Riefens mach ich die Wofchen den Dieffendent zu distschartische, bitahs er is nit gittig.“ Well, Mister Edithor, was sage Se zu so en Spielsch? D, ei tell juh, wenn ich auch keine so arig grohe Eitjutehchen genosse hen, dann weih ich doch, was recht is un alles was unredht ist, kann ich nit leide. Der Tschotisch hat for e Weil nachgedenkt un dann hat er in seine Bucher gesucht, als wenn er den Whippil wege sinoweschem Familienord un Dohrschlag hatt sentenze wolle. Nach e lange Weil hat er sei Buch mit en Wang zugemacht un hat gesagt: „Ich hen die Worte und die Argumente von den Dieffendent sein Kaunsel all gehort un hen drinwer nachgedenkt un sin zu die Rohntlufchen tome, das nids gegen den Angellagte vorlege duht. Wenn ich mein Umbrella geschweipt kriegt un es steht instelt von ihn en annerer, Umbrella an sein Platz, un es duht zu dieselwoige Zeit regene, dann dent ich gar nit dran, im Rege heimzulaufe. Dann nimm ich den Schirm, wo da steht un gehn mit heim. Es guck zu mich, als ob Jemand en Drid an den Dieffendent gepiehl un seine Schirm immer geschweipt hatt, for ihn in Trubel zu bringe. Ich mocht awider den Angellagte den gute Etweweis gewide, in Fuhlscher e Tschehn an sein Umbrella zu teie un ihn un sein Hals zu hange, for das er ihn nit mehr stehn laht. Der Dieffendent is distschartisch!“ Ei tell juh, das hat mich awider doch gut fuhle made un in die erste Lein, bitahs es war mich, wo den Philipp frei kriegt hat. Ich wunner, ob ich mich nit auf das Bihneh werke sollt, ich meine als en Leiter deht ich unbedinget en Hitt mache. Mit allerhand Achtung Yours Lizzie Hanfstengel.

Die Taschenuhr.

Von Dr. Venz.

„Ich trage, wo ich gehe, stets eine Uhr bei mir.“ Wenn die Loeweschen Balladen auch nicht mehr die allgemeine Beliebtheit genießen, deren sie zur Zeit unserer Väter und Großväter sich erfreuten, seine sinnige Ballade von der Uhr, die den Menschen auf all seinen Lebenswegen begleitet, gehört sicherlich noch heute zu den Lieblingen unseres Volkes. Was ihr unsere Gunst so lange erhalten hat, ist unsere Freude am Symbolisieren, am Befehlen der alltäglichen Dinge, die uns umgeben, und wohl auch die Freude an dem kleinen Meisterwerk der Mechanik selbst, das in unserem arbeitsamen, modernen Leben sicherlich keine geringere Rolle spielt als in dem der früheren Generationen. Der Tag, an dem wir die erste Taschenuhr unser eigen nannten, gehört zu den großen Ereignissen unserer Kindheit, die wir nicht vergessen, und der Stolz, und der Eifer, mit dem wir wohl hundertmal am Tage feststellten, „wieviel Uhr es ist“, ist gewiß ebenso groß gewesen als im Jahre 1674 der des Kronprinzen Mar Emanuel von Bayern, der, wie es scheint, einer der ersten braven Söhne gewesen ist, die von ihrem Vater nach bestandenen Examen eine Uhr zum Geschenk erhielten. Die Erfindung der Taschenuhr aber liegt noch weiter zurück. Natürlich sind die großen Uhren, die Haus- und Zimmeruhren, zuletzt die Tischuhren, ihre Ahnen gewesen. Und erst nach der Erfindung der Federuhr, deren Triebkraft durch ein spiralförmig gewundenen Stahlband, die Zugfeder, bereitgestellt wird, war die Herstellung der tragbaren Uhr mit ihrem geringeren Volumen überhaupt möglich. Das früheste uns erhaltene Beispiel einer solchen Federuhr — wann, wo und von wem sie erfunden wurde, wissen wir nicht — ist die zwischen 1429 und 1435 entstandene schöne gotische Standuhr Philipps des Guten, welche sich jetzt in Wiener Privatbesitz befindet. Für die Federuhr wurden bald die verschiedensten Formen der äußeren Gestaltung gefunden. Auf dem Wege zur Taschenuhr ist die richtige Form die leicht transportable bald runde, bald polygonale sogenannte Tischuhr mit nach oben gerichtetem (der Tischplatte parallelem) Zifferblatt. Von tragbaren Taschenuhren — auch Reise-Uhren genannt — hören wir erst im Anfang des 16. Jahrhunderts. Der Ruhm, sie erfunden zu haben, gebührt dem Nürnberger Schlossermeister Peter Henlein. War auch der Schritt, den er that — von der Tischuhr zur kleinen tragbaren Uhr in handlichem Format — sein allzu großer mehr, so rechtfertigt doch die Bedeutung, die seine Erfindung in der Folge genommen und ihn zum Vater des Uhrmacherwesens, insbesondere der heute gewaltigen Taschenuhrenindustrie gemacht hat, zweifellos die Ehrentafel in der Waballa in Regensburg, die seinen Ruhm verübt, und das ihm zugedachte Denkmal in Nürnberg. Ist es doch auch sein Verdienst, daß Nürnberg nicht nur der Geburtsort, sondern zwei Jahrhunderte hindurch der Hauptstich der Taschenuhrenfabrikation gewesen ist. Vor ihm existierte ein eigentlicher Uhrmacherstand noch nicht, er selbst ist gelernter Schlossermeister gewesen. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts aber gab es in Nürnberg schon zahlreiche Uhrmacher, und schon im Jahre 1567 befindet Hans Sachs in der „Eigentlichen Beschreibung aller Stände auf Erden usw.“ den Uhrmacherstand mit dem niedlichen Vers: „Ich made die reyhenden Uhr, Berrich und Glat nach der Mensur, Von hellem Glas und feim Iuhant, Gut, das sie haben lange un bestant, Nach auch darzu Wilken Bewuss, Darin ich sie fleihig beschleuss, Darb die geyuht Grün, Grau, rot un blau Drinn man die Stund und viertel hat.“ Neben Nürnberg spielte damals nur Augsburg noch eine wesentliche Rolle im Uhrmachergewerbe und vermuthlich Venedig, doch fehlen uns über Venedig Taschenuhren noch ganz die archivalischen Aufschlüsse. Es ist möglich, daß Henlein schon vor dem Jahre 1511 seine Erfindung gemacht hat. Die Nonne Felicitas Grundberg, der im Klaren-Roster zu Nürnberg die Zeit so lang geworden sein dürfte, bittet in einem uns erhaltenen Brief aus dem Jahre 1511 ihren Vater um einige der kaum erfundenen „Orlein“. Vielleicht aber hat sie die Taschenuhren gemeint, die damals auch schon hergestellt wurden. Jedenfalls läßt ein Brief Dr. Martin Luthers aus dem Jahre 1527 keinen Zweifel darüber, daß nach diesem Zeitpunkt Henleins Erfindung sehr wenig bekannt war. Luther hatte von Friedrich Pistorius, dem letzten Abt von St. Egidien zu Nürnberg, eine Taschenuhr zum Geschenk erhalten und bedankt sich mit folgenden begeisterten Worten: „Durch dieses mir sehr willkommenes Geschenk fühle ich mich gezwungen, Schüler unserer Mathematiker zu werden, damit ich alle die Regeln und Gehehe dieser einzig in ihrer Art vorliegenden Uhr lerne; denn nie habe ich vorher ähnliches gesehen noch beobachtet!“ Es läßt sich denken, daß im 16. Jahrhundert die tragbaren Uhren mehr kostbare Prunkobjekte als Gebrauchs-

gegenstände gewesen sind. Schon der künstlerische Schmuck der Uhren, der zu seiner Zeit reicher und kostbarer gewesen ist als in der Renaissance, läßt darauf schließen. Die Fürsten pflegten sich untereinander mit Uhren zu beschenken. Und in den Archiven finden sich lange Korrespondenzen der Renaissance-Fürsten, die keinen weiteren Zweck als die Erwerbung einer Uhr verfolgten. Das Interesse der Fürsten für die Uhrmacherei hat diesem Gewerbe überhaupt manche wertvolle Förderung eingetragen. Einer der leidenschaftlichsten Freunde der Uhrmacherei war der Kaiser Karl V. Als er nach 20jähriger Regierung seine Krone gegen eine Mönchsstube eintauschte, beschied er den Astronomen Marolo Torriano zu sich und widmete sich ganz dem Bau kunstvoller Uhrenwerke. Die Kostbarkeit der tragbaren Uhren in jener Zeit erklärt es, daß sie anfänglich nicht in der Tasche, sondern ähnlich wie die Medaillen und Gnadenpennungen an schweren Zierketten um den Hals getragen wurden. Der älteste Typ dieser Halsuhren, deren Gehäuse in unseren Museen noch zahlreich erhalten sind, zeigt deutlich die Abstammung von der Tischuhr. Es sind im Grunde nur kleinere dosenförmige Abwandlungen der Tischuhren, mit Dese und Ring ausgestattet. Auf den dekorativen Schmuck dieser ältesten tragbaren Uhren ist noch wenig Sorgfalt verwendet. Einige Arabesken, eine Allegorie auf die Astronomie oder ein Jagdfries mußten genügen. Aber sie waren solide gearbeitet, anfangs aus Eisen, später aus Stahl. Sie gingen 40 Stunden lang und waren sogar schon mit Selbstschlagwerk versehen. Daneben entwickelten sich in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts bald die verschiedensten und sonderbarsten Typen der Halsuhr, die den ganzen Formen und Ornamenten = Reichtum der Renaissance widerspiegeln. Da gibt's kleine ovale Uhren mit zierlichem Schmuck in Niello oder Email, Uhren in Form von Rosenknospen, Tulpen, Blüten, Thieren, Eidechsen, Muscheln, oder auch (für die Geistlichen) in Form von Brust- oder Malteser-Kreuzen und Tobentöpfen. Auch Uhren, deren Gehäuse ganz aus Kristall bestehen, kommen vor. Im 17. Jahrhundert scheint die ovale Taschenuhr besonders beliebt gewesen zu sein, und aus ihr entwickelten sich dann in der Barockzeit die sogenannten „Nürnberg'schen Eier“ mit kräftiger Wölbung der Vorder- und Rückseite, die heute sehr selten sind und phantastische Preise erzielen. Auch der Unterschied zwischen Herren- und Damenuhren dürfte im 17. Jahrhundert vollzogen sein. Wenigstens begegnen wir zahlreichen winzigen Uhren, die den Versuch dokumentieren, mittels einer unendlichen Gebuld möglichst kleine Uhren — selbst in Fingerringe und Bisamfingerringe wurden sie gefaßt — zustande zu bringen. Wann der Uebergang von der Halsuhr zur wirklichen Taschenuhr stattgefunden hat, ist schwer festzustellen. Im Jahre 1600 wurde dem Herzog Friedrich von Württemberg im Vatikan ein „schlagend Lehrlein aus dem Hofensack geflohen.“ Vermuthlich ist jedoch die Sitte, die Uhr in der Tasche zu tragen, erheblich älter. Es gibt viele Porträts aus dem 16. Jahrhundert, auf denen der Dargestellte die Uhr mit dem turbförmigen Schlüssel an kurzer Seidenschnur stolz in der Hand hält oder neben sich gelegt hat oder von einem Page an silberner Schale sich präsentieren läßt, während von der sonst dazu gehörigen Halskette nichts zu sehen ist. Wahrscheinlich sind die Uhren, die nur Niello- oder Emailschmuck zeigen, Taschenuhren gewesen, während die Uhren mit plastischem Dekor als Halsuhren zu betrachten sind, weil sie durch die Abnutzung in der Tasche zu sehr gelitten hätten. Allgemein gebräuchlich wurde das in der Tasche Tragen der Uhren wohl erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die frühere Feinheit im künstlerischen Schmuck des Gehäuses vermischen wir in dieser Zeit häufig; während wir eine sehr viel sorgfältigere Durchbildung der Einzeltheile des Werks beobachten, besonders die Spindelloben und später die scheibelförmigen Spindelbrüden, die nach der Einführung der spiralförmigen Regulierfeder die jetzt größer gewordene Unruhe bedeken, zeigen eine zierliche Ornamentik. Im 18. Jahrhundert büßen Nürnberg und Augsburg ihre Bedeutung für die Taschenuhrenfabrikation ein, und Frankreich wird nach einer kurzen Blüthezeit der englischen Uhrindustrie der Hauptsitz des Gewerbes. Sowohl in technischer als in künstlerischer Beziehung wurden die englischen und deutschen Erzeugnisse völlig von den französischen überholt und dann zu einer charakterlosen Nachahmung dieser gebracht. Ein Versuch Friedrichs des Großen, durch Gründung von Taschenuhrenfabriken in Friedrichsthal und Dranienburg die Uhrindustrie in Preußen einzuführen, scheiterte mit großen Verlusten für den Staatsfiskus. Paris und Genf behaupteten den ersten Preis. Sully, Julien und Pierre Le Roy, Leaute, Berthoud und Breguet sind die Namen der berühmtesten französischen Uhrmacher. Die französischen Rofoto = Taschenuhr ist wieder in erster Linie Luxus-

gegenstand und Schmuckstück. Sie wird wieder offen getragen und mit einer Chatale am Gürtel befestigt. Schlüssel und Rofchaft leisten ihr dabei gern Gesellschaft, und sie wetteifert mit diesen unentbehrlichen Utensilien der Rofotoherrschaffen in der Eleganz und Zierlichkeit ihres künstlerischen Neufers. Für plastischen Schmuck zeigt sie eine besondere Vorliebe. Es gibt Taschenuhren des 18. Jahrhunderts, deren Zifferblatt ganz von plastischem Relief schmuck überdeckt ist. Und an Seite des Feigers pflegt ein wandernder Ziffernring in einem kleinen Ausschnitte die Stunden anzuzeigen. Lange hat die launische Mode der Taschenuhr die unschuldige Freude, „sich sehen zu lassen“, nicht gegönnt. In der Empirezeit wurde sie wieder in ihren dunklen Taschenarrst zurückgemannbirt. Nur verkleidet als Vhra, Gitarre oder Harfe, auch als Äugel oder Blüte oder Knospe wagte sie sich zuweilen noch hervor, aber nicht mehr in ihrer wahren Gestalt. Trotzdem hat sie noch längere Zeit sowohl auf ein schönes Neuferes als auf ein in allen Theilen fein durchgebildetes Jüneres gehalten. Sie liebte am Ende des 18. Jahrhunderts ein schneeweißes Emailgehönd. Noch hat sich die Taschenuhr von ihrer künstlerischen Veröbung nicht völlig erholt, aber wir dürfen hoffen — manche guten Anläufe rechtfertigen es — daß im zwanzigsten Jahrhundert zu ihrer technischen eine neue künstlerische Vollendung sich gefellen wird. Die Eisenbahnkrankheit. Abgesehen davon, daß infektiöse Krankheitskeime in den Eisenbahnwaggons leicht übertragen werden können (das kommt aber meist nur in den schmutzigen sibirischen Zügen vor), gibt es eine eigentümliche Krankheit, die „Railway Spine“, die namentlich in Amerika fundiert wurde. Es handelt sich um eine Nervkrankheit, deren Ursachen ebenso zahlreich wie ihre Symptome sind. Im allgemeinen sind Amerikaner von einer größeren nervösen Reizbarkeit als Europäer. Das hängt mit der amerikanischen Lebensweise zusammen, mit der hastigen Art, zu arbeiten, zu essen und zu schlafen. Wenn man gewöhnlich an den Yantees die stählernen Nerven rühmt, so beruht dies auf einem Irrthum, denn die Zähigkeit ist nichts als ein Lebertreiben der Anspannungsmöglichkeit. Es nimmt nicht wunder, wenn in den Vereinigten Staaten die Zahl der Geisteskranken und Neurotiker beständig anwächst. Uebertragen sich doch diese Momente auch auf die kommende Generation, so daß, man die Erklärung „Baby is so nervous“ als etwas Gewöhnliches hinnimmt. Willie Burton, ein Arzt in Philadelphia, befahte sich zum erstenmal genauer mit dem Studium der „Railway Spine“, die namentlich in Amerika recht verbreitet ist. Die Kranken, die dieses merkwürdige Uebel auf Eisenbahnfahrten ermorben haben, sind alle in dem Glauben, rückenmarkleidend zu sein, da die Wirbelsäule entweder überempfindlich und äußerst schmerzhaft ist, oder sich eine völlige Lähmung über das Rückenmark und einzelne Theile des Gehirns erstreckt. In diesem Falle befindet sich der Patient in einem Dämmerzustand und ist gewöhnlich nicht instande, einfache Bewegungen auszuführen, die im allgemeinen Reflexbewegungen genannt werden. Es zeigen sich zumeist auch schmerzhaftes Zittern der Sehnen und ein trampfhaftes Zusammenzucken der Gelenke, die dem Kranken Schmerzen bereiten, wie sie sonst bei rheumatischen Anfällen aufzutreten pflegen. In einem wie im anderen Falle aber legt sich eine Taubheit über die Glieder, die ein fortwährendes prickelndes Gefühl hervorruft, wie bei einer Verletzung eines schwachen elektrischen Stromes. Bei eingeschlafenen Füßen pflegen ähnliche Erscheinungen zutage zu treten, jedoch in einer weitaus gemäßigteren Form. Bei der Railway Spine scheint der Körper wie mit Elektrizität geladen zu sein. Burton lehauptet sogar, daß der Körper des Kranken in der Dunkelheit schwach phosphoreszire. Ist im allgemeinen das Eisenbahnfahren für die Magenerven gefund, so daß man bei Verdauungsstörungen eine Durchschüttelung mit gutem Erfolg verordnet, so tritt gerade das Gegentheil bei der Railway Spine ein. Das Gefühl des Krankseins beginnt gewöhnlich damit, daß der Reisende einen Druck im Hinterkopf verspürt und ein fortwährendes Wredreiz ihn hindert, irgenwelche Nahrung zu sich zu nehmen. Dieser Stel steigert sich manchmal sogar soweit, daß selbst alle Getränke abgelehnt werden und der Patient erst ein Narkotikum einnehmen muß, damit der Krampf der Speiseröhre und der Magenerven aufhört. Im allgemeinen pflegt die Eisenbahnkrankheit nicht lange zu dauern und nach einigen Tagen absoluter Ruhe zu verschwinden. Es hängt dies eben ganz von der Körperkonstitution des Patienten ab, wobei aber gerade manchmal sehr nervöse Leute besser davon kommen als solche, die die Gesundheit selbst sind. Gefährlich ist die Railway Spine nicht, wenigstens weniger

gefährlich, als eine andere Nervkrankheit. Eben, weil sie gewöhnlich mit außerordentlicher Festigkeit auftritt, und weil sie alle Körpertheile mit Beschlag belegt und so einen Zustand schafft, der, wie der Ausdruck lautet, nicht zum Leben und nicht zum Sterben ist, so geht sie schnell vorüber. Das einzige Mittel ist absolute Ruhe, jedoch verwendet man kalte Duschen und gesunde Massagen mit gutem Erfolg. Die Haupt Schwierigkeit liegt darin, den Patienten zur Nahrungsaufnahme zu bewegen, was in den meisten Fällen erst nach Ueberwindung großen Widerstandes gelingt. Es gibt aber auch sehr viele leichte Fälle, in denen jene Gefühle aufzuhören pflegen, wenn die Fahrt beendet ist. Damit hängt auch zusammen, daß viele Personen nicht rückwärts fahren können oder an einer bestimmten Seite des Abtheils sitzen müssen, wie es ja auch andere gibt, die fortwährend die Plätze wechseln und so die Mitreisenden zur Verzweiflung bringen. Daß nun die Railway Spine in Amerika so viel häufiger ist, beruht auf verschiedenen Gründen. Einmal, wie schon gesagt, auf der größeren Reizbarkeit. Ferner muß die Thatsache auffallen, daß niemals das Personal, sondern nur die Passagiere von der Krankheit befallen werden. Der tägliche Dienst des amerikanischen Zugpersonals beträgt sechs bis acht Stunden; handelt es sich um schwierige Posten, so ist er manchmal noch geringer. In Amerika sind aber Reisen von zwei bis vier Tagen gar nichts Außergewöhnliches, da sich eben die Staaten über ungeheure Raumlücken erstrecken. Diese lange Fahrtzeit ist der Urheber der Eisenbahnkrankheit. Wenn auch die Pullmanwagen einen ganz anderen Komfort befühen als sonst in Europa die Luxuszüge, so sind der Aufenthalt in ihnen, die Beschränkung auf einen kleinen Raum, das fortwährende Beisammensein mit vielen anderen Reisenden nicht gerade angenehm. Die Thatsache, daß jeder Mensch ein paar Stunden tagsüber braucht, in denen er sich ganz nach seinem Gusto gehen lassen kann, was in der Eisenbahn selbstverständlich unmöglich ist, weist schon darauf hin, daß ein Fehlen dieser Stunden die Nerven außerordentlich überanstrengt. Es kommt noch hinzu, daß die fortwährende Erschütterung des Zuges das Rückenmark in Mitleidenschaft zieht. Amerikanische Züge pflegen bedeutend schneller zu fahren als die anderer Länder und infolge der besonderen Bauart ihrer Wagen außerordentlich zu schaukeln, was namentlich bei den Kurven und Gefelsetübergängen der Fall ist, an denen das Rückenmark und die umliegenden Nervenstränge und Gehirnteile beständige Stöße erhalten. Daß die Railway Spine mehr die weiblichen Reisenden — und hier zumeist die reiferen Alters — befällt, hängt mit noch anderen, noch ziemlich unaugeklärten Problemen zusammen. Dr. F. W. Berliner. Die die Fledermäuse fressen. Wie in der Lebensweise der Fledermäuse bei ihrem nächtlichen Treiben noch vieles unbekannt ist, so ist auch die Art ihres Fressens erst neuerdings genau beobachtet worden. Der Engländer Oldham hielt eine Bartfledermaus gefangen, die sich daran gewöhnte, Mehlwürmer im Sitzen zu fressen. Hatte nun die Bartfledermaus einen Mehlwurm ergriffen, so steckte sie den Kopf so weit unter den Bauch, daß sie sich wiederholt überstülpte. Um den Grund für dieses sonderbare Verhalten kennen zu lernen, wurde sie auf eine freilegende Glasplatte gesetzt, so daß man sie nun von unten beobachten konnte. Es zeigte sich jetzt, daß das Tier den Schwanz mit der Haut, die ihn einschließt, unter dem Leib nach vorn bog, wodurch eine Tasche gebildet wurde. In diese Tasche legte sie den Mehlwurm nieder und zerstückelte ihn fögaleich. Diese Art des Fressens hat für die Fledermäuse den Vortheil, daß sie sich, wenn sie einen Käfer oder ein anderes Insekt im Flug erhascht haben, nicht jedesmal niederzulegen brauchen, um die ungenießbaren Theile, wie Flügeldecken u. Weine, von dem weichen Leib abreiben zu können. Sie fressen vielmehr einfach das Insekt in die Tasche, reißen die harten Theile ab und können nun das übrige verzehren. War die Fledermaus gefättigt, so hängte sie sich mit einem Fuß an einer vorpringenden Leiste auf, belebte, während der Kopf nach unten hing, die Zehen des ardenen Fußes und glättete nun mit ihm das Pelzwerk ihres Körpers. Darauf spannte sie mit der Nase die Flughaut auseinander und reinigte sie mit der Zunge. Nicht jeder steuert, der das Steuer in der Hand hält. Was man nicht versteht, nennt man nur zu leicht unverständlich. Viel Glück zur Eroberung von Tripolis! Vielleicht kann Italien dort noch etliche Tausend Schwarzhänder unterbringen. Zwischen dem Esämann im Sommer und dem Kohlenbaron im Winter hat der Konsumt bald das Gefühl, daß er auf Glatteis geht, bald, daß er auf heißen Kohlen sitzt.



Aber geben Sie mir doch, bitte, nicht so viel Knochen als Beilage. Na, wenn erst mal die Schweine anstatt auf Weine, uff Knochenwürsteln rumloft in werden, denn jeb id immer in Knodwürsteln zu sein.